

römisch-katholische Kirche feiert in ihren Sakramenten das Leben in allen Abschnitten; sie fördert die Hoffnung, die aus Versöhnung, Heilung und Veränderung geboren wird; und sie betont, daß die Berufung zum Christentum eine lebenslängliche Verpflichtung auf Gerechtigkeit, Frieden und Liebe, die Werte

der Frohen Botschaft, sei. Dieser katholisch-christlichen Vision, die Welt mit Hoffnung und Können zu umschließen, wird nicht widersprochen, wenn man die patriarchale Theokratie hinterfragt. Diese Vision wird bestätigt als ein elementarer Akt von Glauben und Liebe.

¹ M. Amir, *Patterns in Forcible Rape* (Chicago 1971).

² P.L.N. Donat/J. D'Emilio, *A Feminist Redefinition of Rape and Sexual Assault. Historical Foundations and Change*, in: *Journal of Social Issues* 48 (1) 1992, 9-22; D. Herman, *The Rape Culture*, in: J. Freeman (Hg.), *Women: A Feminist Perspective* (Kalifornien 1975).

³ J. D'Emilio/E.B. Freedman, *Intimate Matters. A History of Sexuality in America* (New York 1988); G. Lerner (Hg.), *Black Women in White America* (New York 1973); K. Millet, *Sexual Politics* (New York 1970).

⁴ A.N. Groth/A.W. Burgess, *Rape: a Sexual Deviation*, in: *American Journal of Orthopsychiatry* XLVII (Juli 1977) 400-406; A.N. Groth, *Men Who Rape. The Psychology of the Offender* (New York 1979).

⁵ A. Butler, *The Lives of the Fathers* (hg. von B. Kelly) Bd. V (Chicago 1956) 488-491.

⁶ S.B. Anthony, *Social purity* (1875), in: A.S. Kraditor (Hg.), *Up from the Pedestal* (New York 1975) 159-166; vgl. M. Wollstonecraft, *Verteidigung der Rechte der Frauen* (hg. von B. Rahm) (Schaffhausen 1976).

⁷ V.L. Erickson, *Back to the Basics: Feminist Social Theory, Durkheim, and Religion*, in: *Journal of Feminist Studies in Religion* 8 (1) Frühjahr 1992, 35-46.

Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Kett

EILEEN STENZEL

legte ihr Examen in Theologie an der University of Notre Dame ab und machte ihren Magisterabschluß als Pädagogische Beraterin an der University of South Florida. Sie hat die Fächer Theologie, Religionserziehung und Frauenstudien unterrichtet und hat Erfahrung in der Berufsberatung für Frauen, in der Beratung für Vergewaltigungsopfer und in der Nachsorge von Patienten mit Suchtkrankheiten und deren Folgeerkrankungen. Sie ist Verfasserin von «Recovery from Addiction», in: *Human Development* IX (4) 1988, 6-13. Zur Zeit ist ein neues Buch über theologisches Fachwissen für Pastoralreferenten in Arbeit. Anschrift: Dr. E. J. Stenzel, 10824 S. La Crosse, Oak Lawn, IL 50453, USA.

Felisa Elizondo Strategien des Widerstands und Quellen der Heilung aus dem Christentum

Eine schwärende soziale Wunde

Die vom Europarat für das *Straßburger Kolloquium* (1987) zusammengestellten Berichte dokumentieren, in welchem Maße in unseren Ländern verschiedene Formen von Gewalt

fortbestehen, auch wenn dieses Geschwür, selbst von denen, die an ihm leiden, verschämt zugedeckt wird. Diese kaum quantifizierbare Wirklichkeit - die ans Licht der Öffentlichkeit dringenden Fälle bilden nur die Spitze des Eisbergs - vollzieht sich in Gestalt physischer, psychischer, moralischer und sexueller Gewalt, die die Frauen mit Scham- und Schuldgefühlen erleiden. Dies treibt sie doppelt in die Enge und veranlaßt sie zu selbstquälerischen Verhaltensweisen, insofern die Schikanen, Mißhandlungen und Demütigungen geheim gehalten oder als Privatangelegenheiten betrachtet werden, die man nicht ohne Indiskretion ansprechen kann.

Ob die Gewalt nun innerhalb der Familie oder von einer alleinstehenden Frau erlitten worden ist, die einen peinlichen Weg zu gehen hat, um eine Anzeige zu erstatten, und dem Druck der Meinung zu «ihrem Fall» standhal-

ten muß, in jedem Fall entzieht sich diese Gewalt zum großen Teil der Möglichkeit der Vorbeugung und erschwert etwaige Hilfen von seiten anderer Instanzen. Und sie beraubt eine angemessene Gesetzgebung, die langsam im Entstehen ist, ihrer Wirksamkeit. Doch körperliche Mißhandlung und Demütigung erzeugen schwere Traumata und hinterlassen bei den Frauen, die derartige Aggressionen erfahren, Nachwirkungen. Daher sind der Widerstand und die Anstrengungen, aggressive Verhaltensweisen an ihrer Wurzel zu bekämpfen, ein dringendes Erfordernis, das mit der Sache der Menschenwürde und der Menschenrechte verknüpft ist.

Dieses Übel, das als Mißhandlung im Zorn oder aus Rücksichtslosigkeit gerade heute eine beträchtliche Zahl von Frauen trifft, darf in der theologischen Reflexion nicht außer acht gelassen werden. Ein Übel, das – wie man wohl zugeben muß – nicht nur die Frauen körperlich und im Innersten ihrer Seele verletzt, sondern das vor allem denjenigen erniedrigt, der seine Frustrationen an ihnen ausläßt; denn ein solches Verhalten läßt hinter der blindwütigen Gewalt eine große Schwäche zum Vorschein kommen. Wie die Charakterbilder derjenigen zeigen, die sich so verhalten, ist der Gewaltakt Eingeständnis und Zeichen persönlicher Labilität, auch wenn diese durch äußere Faktoren begünstigt worden sein mag, die die Vorbeugung nicht außer acht lassen darf.

Diese uralte schmerzliche Erfahrung besteht fort als ein dunkles Leid, das in vielen Fällen aus verständlicher Scham, in anderen aus Wehrlosigkeit verheimlicht wird. Es überdauert auch wegen der Ungeniertheit, mit der die Welt der Medien sich des weiblichen Körpers bedient. Die angeborene Aggressivität der menschlichen Natur in Verbindung mit der «Macht» des Weiblichen als Lockmittel wird in unseren Gesellschaften vermarktet, und das Alltägliche an diesem Tatbestand mag den Gedanken nahelegen, daß die Gewalt gleichsam ein kulturelles Schicksal sei.

Aber zu dieser Situation ist noch nicht alles gesagt, wenn wir nicht gleichzeitig daran erinnern, daß die Verletzungen der Menschenwürde vielleicht wie nie zuvor als wirkliche kulturelle Spaltungen empfunden werden,

abgesehen davon, daß sie ein ethisches Vakuum darstellen. Und daß die Frauen mit einer noch nicht gekannten Hartnäckigkeit auf die Unerträglichkeit solcher Gewaltakte hinweisen – eine Reaktion, die wegen ihres moralischen Gewichts und des Potentials an Humanisierung, das sie entwickeln kann, Aufmerksamkeit verdient.

Selbstprüfung der christlichen Tradition

Wir beschränken uns auf die «Geringer-Bewertung», die der Gewalt zugrundeliegt, die Männer mit besorgniserregender Häufigkeit gegen Frauen richten. Denn diese Unterschätzung des weiblichen Wesens, die sich hinter der Arroganz der Stärke verbirgt, muß von den Grundüberzeugungen und der heilenden Kraft des christlichen Glaubens her angeprangert und bekämpft werden. Von unserer Tradition her muß dieses Erbe, das eine wirkliche Last bedeutet, einer kritischen Beurteilung unterzogen werden. Wir müssen versuchen, dieses «Vakuum» an Menschlichkeit, das die akzeptierte Ungleichheit darstellt, zu beheben, weil es, auch wenn dies unbemerkt geschieht, schmerzliche Folgen hat.

Es liegt immer eine Gefahr darin, die Vergangenheit mit einer Sensibilität zu lesen, die der fraglichen Zeit fremd ist. Aber auch die Geschichte des Christentums kann, wenn man sie im Hinblick auf diese Fragestellung neu betrachtet, ihren Teil zu einer heilsamen Selbstkritik beitragen. Zahlreiche Arbeiten, die in den vergangenen Jahren von Frauen durchgeführt wurden, haben deutlich gemacht, in welchem Maße eine archaische Mentalität die innovative Kraft des Christentums beeinträchtigt hat. Und dies bedeutet soviel wie das Eingeständnis, daß das Christentum «gegenüber den Frauen noch eine Schuld abzutragen hat» (die Aussage Pauls VI. *ad hoc* anzuführen, mag hier angebracht sein). Im übrigen klärt die Erkenntnis eines langwährenden Defizits bei der Betrachtung/Bewertung des Weiblichen in der Geschichte den Blick für die Wahrnehmung der Möglichkeiten, dieser sich heimtückisch fortsetzenden Folge von Unmenschlichkeit Einhalt zu gebieten oder sie zu überwinden.

Das Neunte Buch der *Confessiones* spiegelt

die Ergriffenheit wider, mit der sich Augustinus an seine Mutter erinnert. Aber diese Erinnerung läßt ein Leid erahnen, das auch andere Frauen wie Monnika erfahren und angenommen haben, still und ergeben in das, was zu erwarten war. Dieses Leid entgeht der Aufmerksamkeit des Sohnes nicht, auch wenn es es nicht für außergewöhnlich hält (auch nicht im Sinne eines «Ausnahmefalls»): «Sie ... wurde im heiratsfähigen Alter einem Mann übergeben und diente ihm als ihrem Herrn. Sie bemühte sich, ihn für Dich zu gewinnen, indem sie durch ihr sittsames Gehaben ihm von Dir sprach; durch dieses machtest Du sie für ihren Gatten schön und ehrfürchtig, liebenswert und bewunderungswürdig. Seine eheliche Untreue ertrug sie so, daß sie nie darob ein Zerwürfnis mit ihm hatte. Sie hoffte auf Dein Erbarmen über ihn...

Übrigens war er im ganzen gutmütig, konnte jedoch im Zorn hitzig werden. Sie aber verstand, dem zornigen Mann nie zu widerstehen, durch keine Tat und nicht einmal durch ein Wort. Hatte er sich wieder beruhigt und war wieder zugänglich geworden, legte sie ihm Rechenschaft ab über ihr Verhalten, falls er sich unbedacht hatte hinreißen lassen.»¹

Im folgenden merkt man, daß sie ihre untergeordnete Stellung und die damals keineswegs seltene Gewalt verinnerlicht hatte:

«... wenn manche vornehmen Frauen, die mildere Männer hatten, in ihren entstellten Gesichtern Spuren von Schlägen trugen und sich im vertrauten Gespräch über das Gehaben ihrer Männer beklagten, so schob meine Mutter die Schuld auf deren Zunge und gab ihnen scherzend die ernsthafte Weisung, sie hätten seit dem Tag, da man ihnen den Ehevertrag verlesen hatte, daraus ersehen sollen, daß sie Dienerinnen geworden wären, sich deshalb ihres Standes eingedenk, nicht stolz wider ihre Herren aufwerfen dürfen.»

Das Feingefühl, mit dem Monnika vermeidbares Übel abwendet, wird ergänzt durch die rühmende Darstellung als «Dienerin der Diener (Gottes)», als Frau eines einzigen Mannes, die gewissenhaft für ihre Eltern sorgte, ihren Haushalt führte und allein ihre Taten sprechen ließ.

Mehr als ein Jahrtausend später als diese Erinnerung, die - ohne weiter nachzufragen -

die Fähigkeit lobt, mit Würde und Taktgefühl eine minderwertige, untergeordnete Stellung zu ertragen, begegnet uns eine ähnliche Erinnerung. Anlaß der Bewunderung sind wiederum die bedingungslos angenommene Unterordnung und die Nichtbeachtung der eigenen Gefühle. Der Text stammt von dem spanischen Humanisten Luis Vives, der in der *Institutio feminae christianae* (1523) (*Instrucción de la mujer cristiana* [1528]) an der Behauptung festhält, es gebe eine unveränderliche natürliche «Ordnung» in der Ehe, verbunden mit der Überzeugung von der moralischen Schwäche und dem wesensmäßigen «Geringersein» der Frauen. Diese Voraussetzungen bleiben unangestastet, so daß der Humanismus des Humanisten sich kaum auf das Weibliche übertragen läßt.

Im Gegensatz zu der «lasterhaften Nachsicht» von Müttern, die sich darauf einlassen, ihre Kinder mit «Milde» oder «übertriebener Freiheit» und «Langmut» zu behandeln, preist Vives die Zurückhaltung derjenigen, die ihre Gefühle unterdrückt:

«Keine Mutter hat ihr Kind mit größerer Zärtlichkeit geliebt (...). Fast nie hat sie mich angelächelt, niemals zeigte sie sich nachsichtig. Als ich aber einmal drei oder vier Tage lang nicht zu Hause war und sie meinen Aufenthaltsort nicht kannte, verfiel sie in eine äußerst tiefe Ohnmacht, und, nach Hause zurückgekehrt, erkannte ich nicht, daß sie sich nach mir gesehnt hatte.»²

«Schweig, leide und unterlaß jede Widerrede gegenüber dem erzürnten oder mürrischen Ehemann», lautet der Rat dessen, der bekennt, seine Mutter in «heiliger Erinnerung» behalten zu haben. Wir geben seine Worte wieder, weil sie zum Ausdruck bringen, wie sehr die Unterordnung und Abhängigkeit als naturgegeben und die jahrhundertlang im häuslichen Bereich erlittene Demütigung als beinahe naturgegeben galten:

«... wenn er wegen eines Fehlers deinerseits oder in einem Anfall von Wahnsinn dich schlägt, denke, es sei Gott, der dich strafe, und es geschehe um deiner Sünden willen, für die du auf diese Weise Buße tatest. Du kannst dich glücklich preisen, wenn du dich durch ein wenig Leid in diesem Leben von den großen Qualen in jenem andern Leben los-

kaufst. Freilich gibt es nur sehr wenige gute, kluge Frauen, die von ihren Ehemännern geschlagen werden, so böse und irrsinnig diese auch sein mögen. Schlucke deinen Kummer bei dir zu Hause hinunter und posaune die Klagen über deinen Mann weder in die Welt hinaus noch plappere mit andern Frauen darüber, damit es nicht den Anschein erweckt, als machtest du jemanden zum Richter zwischen ihm und dir: schließ die häuslichen Kümernisse in die Wände deines Hauses ein und laß sie weder auf die Straße dringen noch durch die Stadt kursieren. So wirst du mit deiner Zurückhaltung deinen Mann dazu bringen, sich mehr zurückzuhalten, während du ihn mit deinen Klagen und den Nichtigkeiten deiner angriffslustigen Zunge nur immer mehr verärgerst.»³

Die Annahme der wesentlichen Minderwertigkeit der Frau liegt diesen Positionen zugrunde, die die Ausschreitungen der Männer verharmlosen und die Schuld in niederträchtiger Weise den Frauen zuschieben. Sie gehen so weit, eine berechtigte Reaktion zu verbieten und Schweigen zu empfehlen. Sie halten an der Mißachtung fest, die die Frauen selbst lähmt und sie in ihrem Selbstwertgefühl erniedrigt, und sie machen Selbstverleugnung und Abhängigkeit nach wie vor zum Schicksal des Geschlechts der «Evastöchter».

Ein neues, sensibles Nachdenken über die von der christlichen Tradition gebilligte oder nicht entschieden genug abgelehnte Geringschätzung des Weiblichen haben sich daher Frauen zur Aufgabe gemacht und ihr Augenmerk auf die Theologie, die Spiritualität, die Geschichte, das Recht und die Pädagogik gerichtet, die sich auf jene Quellen berufen.

Diese Selbstkritik betrifft die Behandlung des ehelichen Zusammenlebens, seine Verrechtlichung und die entsprechende Moral. Sie wirkt sich auf das gesamte christliche Leben aus. Denn mit der Moral, der Spiritualität und der Askese entwickelte sich eine mehr oder weniger entfaltete untergeordnete Gattung «weiblicher» Tugenden, die kaum dazu beigetragen hat, die Unterjochung und die verinnerlichte Geringschätzung auszuräumen, die sich in einigen Texten wie in den zitierten Beispielen widerspiegeln.

Wenn man die unentfalteten Möglichkeiten

des Christentums durch eine solche Selbstkritik neu entdeckt, so bedeutet dies, daß man das Befreiungspotential wieder zum Vorschein kommen läßt, das es in sich trägt und das weiterwachsen muß in einer Zeit zunehmender Sensibilisierung für die kulturellen Voraussetzungen, die es vermocht haben, seine Wirksamkeit zu schmälern.

Unterordnung in der Ehe

Mittelalterliche Kirchenrechtler und Theologen – bei denen die von den Kirchenvätern und andern Autoritäten ererbte Auffassung vom Weiblichen Widerhall fand – wichen nicht allzusehr von dem ab, was in der damaligen Gesellschaft akzeptiert wurde. Sie waren nicht in der Lage, den Widerspruch zwischen dem unverändert bejahten Grundsatz der «Gleichheit im Herrn» und einem Sprachgebrauch anzuprangern, der das Schema Herr – Sklave, Eigentümer – Eigentum, Befehlen – Gehorchen, Leiten – Assistieren reproduzierte, wenn von der Struktur der Ehe die Rede war⁴.

Ein archaisches Denken setzt sich vom Mittelalter in Jahrhunderte und bei Autoren fort, die die Luft der Renaissance oder Aufklärung atmen. Wir haben dies bei Vives festgestellt, und ganz ähnlich könnten wir uns äußern, wenn wir *La perfecta casada* (Die vollkommene Ehefrau) von Fray Luis de León, einem der spanischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, daraufhin untersuchten.

Auch das Denken späterer Pädagogen rückt nicht von der Meinung ab, die Frauen seien in ihrer Rolle und ihrem Lebensbereich auf die Familie oder die Ehe festgelegt. Die Tatsache, daß man ihnen Bildung vorenthielt, wobei man die «weibliche» Schwäche und die Hirngespinnste der Frauen geltend machte, geht einher mit der Verherrlichung gewisser «weiblicher Tugenden», die ohne vorherige Überprüfung als solche akzeptiert werden, «Tugenden», die sich seltsamerweise auf «Ehrbarkeit und Feingefühl(!) reduzieren lassen.

Obgleich manche Frauen ihr Unbehagen deutlich spüren ließen, müssen wir in weniger ferne Zeiten vorrücken, um einen Erzieher zu vernehmen, der sich von dem Verbot distan-

ziert, bei den Frauen die «Freude an der Intelligenz» zu pflegen, «um sich von den bisweilen aufreibenden materiellen Pflichten zu erholen, die auf ihnen lasten»⁵.

Noch in *El Carácter* oder *El Deber*, Büchern, die Ende des 19. Jahrhunderts beachtliche Verbreitung fanden, kann man lesen, daß die beste Vorbereitung der Frau auf das Leben darin bestehe, «ihr natürliches Erbe zu pflegen», das sich «in der Schwachheit, im Bedürfnis, Halt zu suchen und zu vertrauen, sich auf jemanden zu verlassen, zu verehren und zu dienen» ebenso äußere wie «in der Kraft, die sie befähigt, leiden, bewahren, beschützen und ertragen zu können». Der Autor, ein schottischer Arzt mit pädagogischem Interesse, setzt seine Erklärungen über die natürliche Weiblichkeit fort mit Begriffen wie der Fähigkeit zur Anpassung, der Ausdauer bei der Erfüllung ihrer Pflicht, der Aufopferung für andere und der Hingabe gegenüber dem Ehemann, die dafür sorgt, daß «sein Verdruß und Ärger so gering wie möglich bleiben»⁶.

Einer ähnlichen Sprache kann man in der Homiletik und Pädagogik auch unseres Jahrhunderts begegnen, denn beide sind noch oft darauf verfallen, zum ständigen Dienen, zur Selbstvergessenheit bis hin zur Selbstverleugnung zu ermahnen, die mit dem Leben der Frauen untrennbar verbunden seien, ohne daß man solche Begriffe auf die Männer bezogen hätte.

Noch in Traktaten der Ehemoral, die in den Jahren kurz vor dem II. Vatikanum herausgegeben wurden, finden wir größere Nachsicht, wenn es darum geht, die Vernachlässigung der Pflichten von seiten des Ehemanns zu beurteilen, und mehr «Verständnis» für die Roheit seines Benehmens oder den Mißbrauch seiner Autorität als «Oberhaupt». All dies wird, bisweilen explizit, mit jener Einschätzung der Frau als zerbrechliches und schwächeres, völlig zum Bösen verführbares Wesen begründet, das von den Gefühlen und dem Herzen in Bann geschlagen wird, aber dem es an Verstand und Willenskraft mangelt. Diese Stellung bestimmt ihren Ort weit entfernt von der tatsächlichen Gleichheit und Gegenseitigkeit, die die wertvollsten Texte über die Ehe seit apostolischer Zeit anmahnen.

Eine «Hierarchie in der Liebe» im Sinne

«einer Liebe, die befiehlt, und einer Liebe, die gehorcht» wird in der Enzyklika Pius' XI. *Casti Connubii* (1930) angenommen, die frühere Erwähnungen der ehelichen Autorität in päpstlichen Dokumenten fortsetzt. In der kaum zu verwirklichenden Formel einer «Obergewalt, die nicht dunkelhaft macht, und einer Unterordnung, die nicht demütigt», erkennt man bei manchen Ethikern ein Bemühen um Ausgewogenheit. Dies ist auf jeden Fall schwierig, wenn man an einer gewissen Unterordnung festhalten will, gleichzeitig aber von einer «Lebens- und Liebesgemeinschaft» spricht, wie die postkonziliare Definition der Ehe lautet.

Casti Connubii hielt an der Gültigkeit einer Ordnung oder Struktur oder eines von Gott geschaffenen grundlegenden Gesetzes fest, die nicht gestört werden durften, obgleich man einräumte, die Unterordnung müsse den Personen und den Zeiten entsprechend in ihren Modalitäten variieren. Und heute erscheint alles verdächtig, was zu einer Schmälerung der fundamentalen Gleichheit und der Wechselbeziehung zwischen den Ehegatten führen kann.

Es hat sich ein *personales* Verständnis der Ehe herausgebildet, bei dem die Freiwilligkeit die Grundlage einer Gemeinschaft bildet, die nicht in einem hierarchischen Schema darzustellen ist. Die Ehe betrachtet man nun als «einen Ort und ein Mittel, die geeignet sind, das Wohl der Personen im Sinne ihrer Berufung zu fördern». Und man betont, daß «sie niemals als eine Art und Weise angesehen werden darf, Personen einem Gemeinwohl zu opfern, das ihrem Wesen fremd ist»⁷.

Von den «weiblichen Tugenden» zur Tugend

Die Anprangerung all dessen, was eine demütigende Unterordnung oder eine erniedrigende Abhängigkeit begünstigt, ist die erste Strategie, die sich anbietet, wenn man dahin kommen will, die Gewalt endlich abzuschaffen, unter der die Frauen noch immer leiden, indem man das Übel an seinen Wurzeln anpackt. Zu diesen gehört als eine unbestrittene Voraussetzung die Überzeugung von der Unterlegenheit oder Zweitrangigkeit der Frau. Daher ist es dringend notwendig, die unaufhebbare Würde

der *Person*, die jeder Frau zukommt, der Vergessenheit zu entreißen und deutlich hervorzuheben. Diese Würde darf in keiner Lebensform an den Rand gedrängt werden und kann von keiner Rechtsatzung – weder einer zivilen noch einer religiösen – geschmälert werden.

Die religiöse Literatur hat immer wieder Eigenschaften als Tugenden gekennzeichnet, die Männer (der Standpunkt ist nicht unerheblich) den Frauen zuschreiben: Frömmigkeit, Fähigkeit zur Haushaltsführung und die Emsigkeit in der Art einer Martha, Bescheidenheit/Scheu/Sittsamkeit als Garantie für Keuschheit oder Jungfräulichkeit, stille Zurückhaltung und Taktgefühl ebenso wie Opferbereitschaft und sanftmütiges Wesen. Und immer, mit einer Unbedingtheit, die keine Ausnahme kennt, die Bereitschaft zum Dienen bis zur Vernachlässigung des eigenen Lebens.

Man braucht sich nur Biographien, pädagogische Abhandlungen oder Lobreden auf christliche Mütter vorzunehmen, um mit leichten Abwandlungen das Bild, das wir gezeichnet haben, rekonstruieren zu können: die *Demut* – und hier liegt ihre Schwäche als *Tugend* – wird vorausgesetzt oder verlangt, und das gleiche gilt für den *Gehorsam*. (Eine eigene Abhandlung verdiente die Tatsache, daß man der weiblichen *Keuschheit/Ehrbarkeit* den Vorrang vor anderen Vorzügen eingeräumt hat; dies spiegelt eine Projektion des Mannes wider und läßt erahnen, wie die Persönlichkeit der Frau in der Schwebelage bleibt, wenn sie als Eigentum betrachtet wird.)

Doch diese Tugenden besitzen eine starke Durchsetzungskraft – und sei es auch nur wegen des auf die erklärten Vorbilder ausgeübten sozialen Druckes; und deshalb erweist es sich als schwierig, ihre Einbindung in die persönliche Freiheit und das Gewissen zu erkennen, die eine *conditio sine qua non* für die Tugend als solche darstellt. Die Betonung der Pflicht, sich diese Tugenden anzueignen, läßt wenig Raum dafür, daß die personale Mitte im Handeln zum Ausdruck kommt. Die Tugenden scheinen allzusehr eingeengt auf Aufgaben, die es zu erfüllen, oder Pflichten, die es anzunehmen gilt, und sind weit entfernt von einer schöpferischen Auffassung vom christlichen Leben.

Demut hat man von Großmut getrennt, zu

beider Schaden, vor allem aber zum Nachteil der ersteren, die nur dann ihren christlichen Mutterboden⁸ zurückgewinnt, wenn sie nicht eine Verhaltens- oder Denkweise ist, die aus der Geringschätzung des eigenen Wesens oder einem Gefühl der eigenen Verwerflichkeit folgt, sondern wirklich eine volle Anerkennung der Realität und das Vertrauen auf die persönlichen Möglichkeiten ist, die sich nicht mit Gewalt oder mit Hochmut behaupten, sondern unter der Voraussetzung, daß sie von dem Atem begleitet werden, der heilt und aufrichtet⁹.

Ähnliches könnte man über die fehlende Erwähnung der Würde und der Freiheit der Frauen sagen, wenn man sie zu einer «unverzichtbaren» oder «wünschenswerten» Dienstbereitschaft bringen will. Oder zu der «gebührenden» Unterordnung, die wenig mit dem Wachsen in der Freiheit zu tun hat, das die wahre Tugend begleitet, denn diese läßt sich nicht auf ein paar aufgezwungene Verhaltensweisen reduzieren, die dressieren und nicht befreien.

Die gegenwärtig angestellten Überlegungen über die christlichen Tugenden bringen diese in die Nähe der personalen Mitte, in der Freiheit und Verstand ihre Antwort auf den Appell entwickeln, im Einklang mit dem Guten und der Wahrheit zu leben. Dieses Gute und diese Wahrheit müssen persönlich erkannt und angenommen werden, ohne daß sie aufhören, vermittelbar zu sein. Der Appell ist immer eine zwanglose Einladung, die eigene Persönlichkeit im Offensein für die Begegnung mit anderen und in würdigen und würdig machenden Beziehungen zu entfalten¹⁰.

Auch das Dienen, das nicht in Freiheit wurzelt, verdient nicht einmal seinen Namen, es verkehrt sich in Knechtschaft. Eine erzwungene Unterwerfung besitzt nicht mehr die menschliche Qualität, die das gute Handeln auszeichnet. Verhaltensweisen gewaltsam zu erzwingen, bedeutet so viel wie sie zu entmenschlichen und die Würde zu negieren, die nicht in erster Linie in bestimmten Verhaltensweisen zum Ausdruck kommt, sondern vielmehr ein Abglanz des freien Willens ist.

Schlußbemerkung

Um auf unser Thema zurückzukommen: Wir bestreiten die Unwürdigkeit und bejahen die personale Würde jeder Frau, indem wir die Voraussetzungen hinterfragen und die Konsequenzen aufdecken, die mit der sogenannten Minderwertigkeit zusammenhängen, an der hartnäckig festgehalten wird. Wir tun dies, indem wir vor der Verdinglichung bewahren, bis hin zur Ebene eines personalen weiblichen Körpers. Indem wir eine gewohnte Aufteilung von Eigenschaften (Tugenden?) hinterfragen, die, wenngleich nicht mehr in der schroffen Weise vergangener Zeiten, so doch auch heute noch bestimmten Beschwörungen des «spezifisch» Weiblichen zugrundeliegt. Die mißbräuchliche «Verwaltung» des Wertvollen und Tugendhaften hat es erlaubt, daß mit Hilfe der Unterwerfung und des Schweigens oder einer bedingungslosen Dienstbereitschaft das Vor-Urteil des «Weniger-wert-Seins» oder der angeblichen Schwachheit/Labilität weiterleben konnte, mit dem man die Frauen jahrhundertlang verhöhnt hat.

In bezug auf weibliche Personen – nicht im ausschließenden Sinne, sondern ausdrücklich auf sie bezogen – all das laut auszusprechen, was in den letzten Jahren über die Menschenwürde gesagt worden ist, eine gleichermaßen unaufhebbare Würde, die weder von Männern noch von Frauen aufgegeben werden kann – das heißt, von einem unantastbaren personalen Kern und von einer Leiblichkeit zu sprechen, die niemand ungestraft mißhandeln oder vergewaltigen darf. Und von einem Leben zu sprechen, von dem jede Gewalt fernge-

halten werden muß, weil sie jenes «heilige Humanum» verletzt, die personale Würde.

Die christliche Tradition lehrt nun aber auch, daß das Böse auf alle Zeiten seinen Schatten wirft. Sie warnt vor dem Optimismus, der die ständige Bedrohung durch das Böse in den menschlichen Beziehungen oder im Gewirr der Leidenschaften und Empfindungen nicht sehen will. Der Wille, die Gewalt in ihren unendlich vielen Gestalten zurückzudrängen, drückt sich in Formen des Widerstands und der Überzeugungsarbeit aus, in ähnlicher Weise, wie die Friedensbewegungen auf der makropolitischen Ebene vorgehen. Ein Weg, die Gewalt von ihren Wurzeln her zu bekämpfen, besteht darin, Verhaltensweisen für illegitim zu erklären, die sie fördern, und die falschen Werturteile zu entlarven, die sie aufkeimen lassen oder sie verharmlosen.

Aber die Weisheit des Christentums leitet auch dazu an, die Schwachheit der Gewalttätigen zu begreifen, und dies ist weder Nachgiebigkeit gegenüber dem Bösen noch eine Mißachtung der Opfer, sondern eine Einstellung, die sich aus jenem Realitätssinn ergibt, der sich den immer zu erwartenden Spannungen nicht entzieht und der die Erscheinung dieses Bösen in der Gegenwart nicht ausschließt. Für Klarsicht und Stärke hat es unter Frauen hervorragende Beispiele gegeben, wenn sie sich in einer großen Entscheidung dazu durchgerungen haben, das «kostbare Geschenk» der Vergebung zu machen. Dies ist keine Resignation angesichts dessen, was unerträglich scheinen muß, sondern die «Kraft der Schwachheit» und ein Weg, von Gewalt zu befreien, indem man sie mit dem Wunsch nach Gemeinschaft überwindet.

¹ Ich folge der deutschen Ausgabe: Aurelius Augustinus, Die Bekenntnisse. Übertr., Einl. u. Anm. von H. Urs von Balthasar (Einsiedeln/Trier²1988) 225 ff. (Anm. d. Ü.)

² L. Vives, Instrucción de la mujer cristiana L II, c IX: Obras Completas (Madrid 1947) 1099–1100.

³ AaO. 1094

⁴ Vgl. M. Wade Labarde, La mujer en la Edad Media (Madrid 1986) 50–51.

⁵ Die Wendung findet sich bei Bischof Dupanloup, La educación de las hijas de familia (Barcelona 1880) 64.

⁶ S. Smiles, El Deber (Barcelona o.J.) 251.

⁷ Vgl. J. Jacquemet, Femme, in: Catholicisme IV (Paris 1956) 1171–1174; B. Häring, Das Gesetz Christi, Bd. III (Freiburg 1961), 318–378; M. Vidal, Moral de actitudes

II/2, Moral del amor y de la sexualidad (Madrid 1991) 385ff.

⁸ Im spanischen Original liegt hier ein Wortspiel vor, das die etymologische Herkunft des Begriffs «Demut» (lat. humilitas) deutlich macht: humildad = Demut; humus = Mutterboden. (Anm. d. Red.)

⁹ Vgl. D. Mongillo, Art. Humildad, in: Nuevo Diccionario de Espiritualidad (Madrid 1983) 671–673; E. Kaczynski, Humildad: Nuevo Diccionario de Teología Moral (Madrid 1992) 885.

¹⁰ Vgl. D. Mongillo, Art. Virtud, in: Nuevo Diccionario de Teología Moral (Madrid 1992) 1871–1891.

Aus dem Spanischen übers. von Victoria M. Drasen-Segbers

FELISA ELIZONDO

Lizentiat in Philosophie und klassischer Philologie und Doktorat in Theologie; Professorin für Theologische Anthropologie am Instituto Superior de Pastoral (Madrid) der Päpstlichen Universität Salamanca, Spanien; Mitglied der Europäischen Vereinigung katholischer Theologen und der Vereinigung spanischer Theologinnen; Leiterin des Seminars für Anthropologie und Feminismus des Instituto «Fe y Secularidad» in Madrid. Veröffentlichungen: Conocer por experiencia. Un estudio sobre sus modos

y valoración en la Suma Teológica (Madrid 1982) sowie verschiedene Artikel in Zeitschriften und Sammelbänden, darunter: El pensamiento teológico actual sobre la mujer, in: Dignidad de la mujer y fe cristiana (hg. v. A. Galindo) (Univ. Pont. Salamanca 1990); La dignidad de la mujer. Una lectura de «Mulieris Dignitatem», in: Verschiedene, La mujer, realidad y promesa (Madrid 1989); La «otra voz» de la Teología, in: Sal Terrae 3 (1993); Lo femenino y el Misterio trinitario: Estudios Trinitarios 2 (1993). Anschrift: Isaac Peral 60, 28040 Madrid, Spanien.

Marie M. Fortune

Fehlritte von Seelsorgern

Sexueller Mißbrauch in der
seelsorglichen Beziehung¹

I. Einleitung

Angesichts der fortgesetzten Enthüllungen zahlreicher Fälle von sexuellen Handlungen an Minderjährigen, die von römisch-katholischen Priestern in den USA und Kanada begangen wurden, angesichts der Rücktritte von Bischöfen und anderen bekannten Geistlichen, die mit dem Vorwurf des Amtsvergehens bis hin zu sexuellem Mißbrauch von Gemeindegliedern konfrontiert waren, angesichts einer wachsenden Zahl von Klagen gegen die Leitung von Priesterseminaren und angesichts unzähliger Beschwerden in allen Konfessionen, von denen viele in einem Prozeß endeten, steht außer Frage, daß sich unsere religiösen Institutionen in einer Krise befinden. Ein lang gehütetes Geheimnis ist gelüftet worden, und wir sind herausgefordert, in einer Form darauf zu reagieren, die die Integrität

der seelsorglichen Beziehung wiederherstellen kann.

Wenn wir in dieser Frage versagen, wird unser Zeugnis vor einer übelwollenden Welt stark an Glaubwürdigkeit verlieren, und es besteht die Gefahr, daß sich unsere Institutionen von dieser Krise nie wieder erholen. Wir können Einrichtungen anbieten, in denen hilfesuchende Menschen diese Hilfe auch erwarten können, ohne Angst haben zu müssen, ausgenutzt zu werden. Hierin besteht für uns die einzige Möglichkeit, einen Raum zu schaffen, in dem sich der Glaube und die geistigen Fähigkeiten eines Menschen entfalten können.

Das Problem des Fehlverhaltens von Seelsorgern bis hin zu sexuellem Mißbrauch von Gemeindegliedern oder Ratsuchenden ist nicht neu. Historische Berichte über vormalig herausragende Geistliche schildern Dinge, die wir heute als unmoralisches und ausbeuterisches Verhalten betrachten würden². Neu an der heutigen Situation ist demgegenüber jedoch, daß viele der Menschen, die dem unmoralischen Verhalten von Geistlichen zum Opfer fielen, heute mit ihren Erfahrungen an die Öffentlichkeit treten und Entschädigung suchen. Ihre Offenheit und ihr Mut konfrontieren unsere religiösen Institutionen mit einem Geheimnis, das lange Zeit die Glaubwürdigkeit aller religiösen Amtsträger unterhöhlt hat: Wenn Geistliche in leitenden Positionen die Grenzen der seelsorglichen Beziehung über-